

gehend der Selbstreproduktion eines Bildungsbürgertums, das es heute kaum noch gibt. Wenn statt dessen heute gefragt wird, wozu man das alles gebrauchen könne, was man auf der Schule lernt, ist das eine sehr legitime Frage. Die Schule kann zwar Angebote an die Gesellschaft machen, die Ziele werden ihr aber von eben dieser Gesellschaft gesetzt. Schüler, die lernen müssen, was die Gesellschaft nicht will, werden in der Tat mit Überflüssigem traktiert. Schwer hat es die Schule allerdings dann, wenn die Gesellschaft, wie es gegenwärtig der Fall ist, selbst nicht weiß, was sie denn von der Schule will. Eine zufälliger Blick in Zeitungen zeigt, was da alles gefordert wird: Medienerziehung, Gesundheitserziehung mit Zahnpflege, Umwelterziehung mit der Installation von „Öko-Rangern“, Brandschutzerziehung u. a. Dennoch kann Schule nicht in dem Sinne autonom sein, dass sie allein bestimmt, was sie unterrichtet. In Art. 7 GG heißt es nicht ohne Grund: „Das gesamte Schulwesen steht unter der Aufsicht des Staates.“ Hier schlägt Maier bisweilen unangenehme Töne an. S. 277 unten heißt es: „Wir sind keine Politiker, die gewählt werden sollen, sondern unabhängig, und deswegen in der Regel Beamte ... Bei Bildung und Erziehung kommt es auf Vorgaben an, die man nicht ständig nach den Marktbedürfnissen ändern kann und die jeder zu akzeptieren hat, der einen bestimmten Bildungsgang durchlaufen will.“ Auch wenn Maier gleich betont, dass solche Vor-Entscheidungen auch überprüft und verbessert werden können - von wem denn? Taucht bei solchen Formulierungen nicht - vielleicht fern - am Horizont der Allbeglückter auf, der allein weiß, was für die Menschen gut ist? Mit dem wir, in unterschiedlichsten Spielarten, in diesem Jahrhundert nicht die besten Erfahrungen gemacht haben? Davon, dass mir scheint, Maier schätze hier das besondere Treueverhältnis nicht richtig ein, in dem der Beamte zum Staat steht, sei einmal abgesehen.

Damit soll es sein Bewenden haben. Über dies themenreiche Buch ließe sich viel mehr schreiben. Maier beobachtet zu Recht mangelnde soziale Kompetenz bei vielen Schülern. Wenn sie in den Elternhäusern nicht mehr vermittelt wird und die Schulen nur auf Leistung setzen - wo lernen sie die Schüler dann? Wo lernen sie „emo-

tionale Intelligenz“? Kann die Schule hier drängende Aufgaben von sich weisen mit dem bloßen Hinweis, Studienräte seien eben keine Sozialarbeiter? Oder, auf den Punkt gebracht, kann man zusammen mit der Gesamtschule auch den gesamten Ansatz der Gesamtschule vom Schreibtisch fegen? Gar nicht angesprochen wurden hier auch die vielen konkreten, nicht immer neuen, aber stets bedenkenswerten Vorschläge, die Maier zum Lateinunterricht macht. Nur LII zugunsten von LI aufzugeben, was Maier als Möglichkeit erwägt, ist völlig realitätsfern. Erinnerung sei nur daran, dass es in Brandenburg LI überhaupt nicht gibt. Mein Fazit lautet: Es hätte dem Buch gut getan, von einem guten und durchgreifenden Lektorat bearbeitet zu werden, das alle Stellen gestrichen hätte, die nicht dazu beitragen, die These des Autors unmittelbar zu erhellen, dazu diejenigen, in denen er sich wiederholt und in denen er nur andere Autoren zitiert. Es hätte eine flotte Streitschrift werden können, gewiss manchmal einseitig, aber immer spannend.

*Greiff, Christian: Orpheusmelodie. Griech. Lyrik aus drei Jahrtausenden. Gr./Dt. Ausgew. u. übers. v. Christian Greiff. München: Verlag Kunst & Alltag 1996. 288 S. 38,00 DM (ISBN 3-88410-071-8; zu beziehen auch direkt vom Verlag: Gartenstr. 1, 80809 München).*

Gibt es im deutschsprachigen Bereich ein Buch, das in dieser Weise griechische Dichtung (Lyrik ist nicht ganz richtig) mitsamt deutschen Übersetzungen von Homer bis Odysseas Elytis vereinigt? Ich kenne keines. Vergleichbar erscheint nur das (allerdings weit umfangreichere) „Penguin Book of Greek Verse“ von C. A. Trypanis. Christian Greiff, ehemals tätig als Richter und beim Generalsekretariat der NATO in Brüssel, hat 120 Dichtungen, häufig Ausschnitte, aus den Homerischen Hymnen, über Archilochos und Sappho, Pindar und Bakchylides, über Chorlieder von Sophokles, Euripides und Aristophanes, über Epigramme, über Paulus Silentiarius und Michael Akominatos bis hin zu Solomos und Elytis ausgewählt und neu übersetzt. Zum Schönsten seines Buches gehören die Fotografien von seinen griechischen Reisen, die der Verfasser vielen seiner Übersetzungen beigegeben hat und die häu-

fig überraschend zusammenklingen mit der Dichtung.

Dies ist das Buch eines Liebhabers für Liebhaber, nicht eines Philologen für Philologen. So sind die griechischen Texte jeweils den Übersetzungen nachgestellt, manchmal (leider) sogar auf der nächsten Seite. Die Versmaße beansprucht er nicht genau nachzuahmen: seine Hexameter enden schon einmal mit einer betonten Silbe oder mit zwei unbetonten. Der griechische Text ist nicht frei von Druckfehlern. Nicht einmal die Übersetzungen sind überall einwandfrei. Es ist eben ein Buch, das der Autor, „an schönen Urlaubsorten im Schatten sitzend“, verfasst hat. Dort, nicht in der Schulstube, will es auch benutzt sein, und dort wird es seine Wirkung entfalten.

*Henrichs, Albert: „Warum soll ich denn tanzen?“ Dionysisches im Chor der griechischen Tragödie. Stuttgart, Leipzig: Teubner 1996 (Lectio Teubneriana. 4). 77 S. 32,00 DM (ISBN 3-519-07553-9).*

Bereits Alkman (fr. 1 Page) lässt den Chor von sich selbst sprechen. Diese „Durchbrechung der Illusion“ - Henrichs spricht etwas modisch von „Selbstreferentialität“ - gehört nach Hermann Fränkel (Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums, S.182) „zum Stil der Chorlyrik“. Wenn der Chor von sich selbst singt, singt er aber auch stets direkt oder indirekt von seiner Rolle in Kult und Ritus. Im Ritus aber findet er zugleich seine feste Verankerung in der Polis. Nun ist es freilich schwierig, die mythische Bühnenhandlung mit dem Chortanz und seiner aktuellen kultischen Funktion zu verbinden, und daher wird der Chortanz dort nur selten zum Thema. Ein Beispiel ist die Stelle, die dem Vortrag den Namen gegeben hat: in Soph. OT 896 sieht der Chor den Götterkult, dem er doch seine Existenz verdankt, bedroht: „Wenn, wahrlich, solche Handlungen in Ehren stehen, was soll ich Reigen führen?“, wie Schadewaldt übersetzte. Trotz dieser Schwierigkeit hielten die Tragiker am Chortanz fest, zumindest bis an die Schwelle der hellenistischen Zeit. Denn Fest und damit Mythos und Ritus waren mit dem Chortanz stets eng verbunden. „Gerade hier, in der rituellen Funktion des

Chors, empfinden wir denn auch die Kluft besonders stark, die uns vom attischen Theater trennt und die auch durch ritualisierende Inszenierungen griechischer Tragödien nur unvollkommen überbrückt werden kann.“ (S.55)

*Hossenfelder, Malte: Antike Glückslehren. Kynismus und Kyrenaismus. Stoa, Epikureismus und Skepsis. Quellen in dt. Übers. m. Einf. Stuttgart: Kröner 1996 (Kröners Taschenausgabe. 424). XXXIV, 390 S. 38,00 DM (ISBN 3-520-42401-0).*

Malte Hossenfelder, Professor der Philosophie in Graz und als hervorragender Kenner ausgewiesen unter anderem durch seine (auch für die Schule sehr empfehlenswerte) Darstellung der hellenistischen Philosophie im Rahmen von Wolfgang Röds „Geschichte der Philosophie“, legt nun hierzu, wie er selbst es ausdrückt, gewissermaßen das Textbuch vor. Den einzelnen Texten und Zeugnissen ist jeweils eine kurze Einleitung vorangestellt, die Hossenfelders Interpretation noch einmal zusammenfasst. Der Glücksbegriff der griechischen Klassik sei noch die vollendete Erfüllung der von der kosmischen Ordnung vorgeschriebenen Rolle, also kein subjektives Gefühl. Daher habe es auch keine Schwierigkeiten gegeben, allgemeinverbindliche Regeln aufzustellen, wie man glücklich werden könne. Etwas Privates, etwas Subjektives sei das Glück, wie auch heute noch, erst im Hellenismus geworden: erst damals sei es das Ziel geworden, sich glücklich zu fühlen. Das ist für die Stoa eine ganz andere Auffassung, als sie z. B. Walther Kranz vertrat, der seinerzeit schrieb: „... die Verantwortlichkeit des Menschen wird zum Maßstab seiner gesamten Existenz erhoben und dem ästhetischen Lebensgenuß der Epikureer das pflichtgemäße Leben als Ideal entgegengesetzt.“ (Die griechische Philosophie, S. 297). Aber Hossenfelder hält „Pflicht“ für eine unpassende Übersetzung von *καθήκον*, an der Ciceros „officium“ schuld sei: „angemessene Handlung“ sei richtig. Die Leistung der Tugend sei die Apathie. Tugend bestehe in der Erkenntnis, daß es keine wahren Werte gebe, deretwegen man sich um die Apathie bringen lassen müsse, außer eben dieser Erkenntnis.